

Das »Tuba-Team Bayern« (7): Der »Beinahe-Arzt« Stefan Tischler

Der Bayerische Musikrat widmet das Jahr 2024 der Tuba, die »Blasmusik in Bayern« stellt die Mitglieder des »Tuba-Teams Bayern« vor. In dieser Ausgabe ist Stefan Tischler an der Reihe, der beinahe auch Teamarzt hätte werden können.

Blasmusik in Bayern: Herr Tischler, die Tuba ist das »Instrument des Jahres« und rückt dadurch sozusagen aus der hintersten Reihe des Orchesters ins Rampenlicht. Wie finden Sie das?

Stefan Tischler: Ich finde das ganz fantastisch! Es ist total spannend, zu beobachten, wie viele Menschen auf die Tuba aufmerksam werden, die dieses Instrument vorher zwar vielleicht als wichtiges, aber eben doch »nur« als Bassinstrument wahrgenommen haben. Viele Menschen werden nun auf die enormen Möglichkeiten aufmerksam, die die Tuba zu bieten hat.

Bei welchen Gelegenheiten beobachten Sie das? Und haben Sie eine spezielle Personengruppe im Kopf, die besonders auf die Tuba aufmerksam werden?

Es ist keine spezielle Personengruppe, aber es sind sowohl Menschen, die einfach nur aus Freude Kontakt zur Musik haben, als auch Kolleginnen und Kollegen aus dem professionellen Musikbereich, die sich in diesem Jahr etwas mehr mit der Tuba beschäftigen, weil sie eben so im Rampenlicht steht. In manchen Orchestern gib es zum Beispiel zum »Jahr der Tuba« eigens disponierte Tuba-Konzerte. Ende Juni spiele ich zum Beispiel in Flensburg in Schleswig-Holstein bei John Stevens' »Grand Concerto 4 Tubas« mit. Das ist ein Solokonzert für Tubaquartett und Orchester. Ich finde es wirklich toll, dass manche Orchester ihr Programm so ausrichten, dass die Tuba zur Geltung kommt. Man spürt in diesem Jahr ganz deutlich, dass viele Kolleginnen und Kollegen auf die Tuba aufmerksam werden.

Gibt es das in Ihrem Orchester auch?

Nein, leider nicht in diesem Jahr. Ich darf im März 2025 ein Solokonzert von Helmut Lachenmann mit meinem Orchester, dem Symphonieorchester des Bayerischen Rundfunks spielen. Darauf freue ich mich schon sehr. Das »Jahr der Tuba« ist dann



Foto: Ulli Tischler

bedauerlicherweise schon vorbei, aber so halt es noch ein bisschen nach.

Sie gehören zum »Tuba-Team Bayern«. Kennen Sie die anderen Teammitglieder? Wie kamen Sie zum »Tuba-Team«?

Natürlich kennt man sich untereinander. Wir hatten auch Ende letzten Jahres ein Treffen im Münchner Olympiastadion. Das war eine richtig tolle Sache, denn man trifft sich tatsächlich viel zu selten. Ich finde die Idee des Bayerischen Musikrats großartig, gleich ein ganzes »Tuba-Team« als Botschafter für das Instrument an den Start zu schicken. Wenn man sich ein bisschen umschaut, sieht man, dass die einzelnen Landesmusikräte ganz unterschiedlich mit dem »Instrument des Jahres« umgehen. Mancherorts passiert da nicht sehr viel, während man bei uns ein ganzes »Tuba-Team« aufstellt. Vielleicht liegt das daran, dass wir in Bayern so viele großartige Tubistinnen und Tubisten haben. Aber ich finde das eine hervorragende Idee und freue mich sehr, dass ich gefragt wurde.

Hören Sie etwas von Tuba-Kollegen von außerhalb Bayerns über das »Tuba-Team«?

Ja, tatsächlich habe ich schon einige Reaktionen bekommen. Viele Kolleginnen und Kollegen sind erstaunt, dass in Bayern ein ganzes Team zusammengestellt wurde. Wie gesagt: Die Landesmusikräte gehen ganz unterschiedlich mit diesem Thema um. In manchen Bundesländern passiert ganz viel, in manchen eher wenig. Vor einigen Wochen gab es zum Beispiel ein richtiges Tuba-Fest in Berlin, wo die Tuba ein ganzes Wochenende lang im Zentrum vieler Veranstaltungen stand. Der Kultursenator Berlins hat sogar selbst angefangen, Tuba zu lernen, weil ihn die Begeisterung für das Instrument so ansteckt hat.

Wie sind Sie eigentlich zur Tuba gekommen?

Als Kind habe ich zunächst mit der Trompete angefangen. Mein Vater war ein sehr ambitionierter Hobby-Trompeter, darum stand bei uns im Wohnzimmer immer eine Trompete. Die habe ich schon als Vierjähriger immer wieder genommen und darauf rumgehupt und gespielt – sehr zum Leidwesen der Trompete übrigens, die, glaube ich, darunter gelitten hat ... (lacht) Mein Vater hat jedenfalls angefangen, mich ganz spielerisch anzuleiten und zu unterrichten, und so bin ich zur Trompete gekommen. Zur Tuba kam ich tatsächlich erst viel später, erst mit 15 Jahren – sie hat mich einfach magisch angezogen. Ich fand

die Tuba immer schon superspannend, und mit ungefähr 15 habe ich dann gesagt, ich möchte unbedingt Tuba lernen. Meine Eltern haben das auch sehr unterstützt.

Gab es einen Musikverein bei Ihnen zu Hause?

Zunächst war ich mit der Trompete im Posaunenchor aktiv, den mein Vater geleitet hat. Später kam dann – ebenfalls mit der Trompete – eine Brass Band in der Schule dazu. Mein Entschluss Tuba zu spielen, kam während irgendwelcher Ferien, und nach den Ferien spielte ich dann mit der Tuba in der Brass Band mit. Ich habe dank meiner Begeisterung für das Instrument sofort ziemlich viel geübt, und so kam ich schnell vorwärts. Anfangs habe ich einfach meine Trompetennoten gespielt. Das war ein bisschen verrückt, aber es hatte zur Folge, dass ich relativ schnell sehr leicht auf der Tuba spielen konnte. Ich kann mich gut erinnern, dass meine neue Aufgabe mich von Anfang an sehr fasziniert hat. Als Trompeter war man ja quasi »mittendrin« im musikalischen Gefüge. Dass ich dann als Tubist die Bassfunktion und damit das Fundament der Musik gestalten durfte, war eine wirklich spannende neue Aufgabe. Und diese Faszination hat bis heute nicht nachgelassen.

Wie kam es dazu, dass Sie die Musik als Beruf gewählt haben?

Meine Leidenschaft für die Musik war immer schon sehr groß. Mit 16 oder 17 erwachte dann bereits der Wunsch, Berufsmusiker zu werden oder eben Musik zu studieren. Natürlich kamen aus dem Umfeld die üblichen Bedenken: Als Musiker

habe man es doch nicht ganz leicht, von der Musik könne man doch nicht leben und so weiter. Aber das war mir eigentlich alles ganz egal. Meine Leidenschaft war so groß, dass ich unbedingt Musiker werden wollte. Allerdings hatte ich während der Abiturzeit und danach doch gedanklich ein kleines Hintertürchen. Ich hätte damals auch Medizin studieren können. Ich hatte mir da einen »Plan B« zurechtgelegt und mich schon ein bisschen darauf vorbereitet. Aber letztlich war meine Leidenschaft für die Musik so groß, dass ich doch Musik studiert habe.

Das wäre ja eine interessante Alternative gewesen. Wie sind Sie darauf gekommen?

Nach dem Abitur habe ich meinen Zivildienst abgeleistet. Damals musste man als junger Mann noch entweder zum Zivildienst oder zum Wehrdienst. Ich war als »Zivi« in einer Gesundheitseinrichtung in den Von-Bodenschwingschen Anstalten Bielefeld-Bethel, wo es auch einen eigenen Posaunenchor gab. Diese »Arbeit am Menschen«, der Umgang mit den Menschen mit Behinderung und Mobilitätseinschränkungen, war etwas, was mir gut gefallen hat. Das hätte ich mir als Beruf ebenfalls vorstellen können. Über den Zivildienst wäre ich also beinahe zum medizinischen Bereich gekommen – so wie viele meiner Bekannten über den Wehrdienst in einem Bundeswehr-Musikkorps zum Musikstudium gekommen sind. Letztendlich habe ich mich aber dann doch für die Musik entschieden und angefangen, Tuba zu studieren.

Haben Sie Musik und Medizin irgendwie zusammengebracht?



Foto: Buffet Crampon Deutschland/Ludwig Angerhöfer

Nein, nicht wirklich. Wenn ich allerdings heute an der Hochschule Tuba unterrichte und wir uns auch mit dem mentalen Background des Musizierens beschäftigen, komme ich immer wieder zu einem Punkt, wo sich Musik, Medizin und Psychologie treffen: Was passiert im Körper, wenn wir musizieren? Was passiert im Gehirn? Seit einigen Jahren beschäftige ich mich vermehrt mit solchen Fragen. Leider stößt man als Nicht-Mediziner hier häufig an Grenzen. Aber ich sehe immer mehr, dass die Verbindung von Musik und Medizin ein sehr spannendes Forschungsfeld ist.

Als ich studierte, hieß es, wenn man beispielsweise bei Probespielen oder vor einem Konzert nervös war: »Damit musst du jetzt eben klarkommen«. Niemand kam damals auf den Gedanken, die mentalen Fähigkeiten zu stärken oder diese Situationen speziell zu trainieren. Zum Glück hat sich hier viel geändert. Solche Dinge wie mentales Training oder Coaching sind heute selbstverständlich Teil der Ausbildung. Wie gesagt, der Bereich, wo sich Medizin, Psychologie und Musik treffen, ist absolut faszinierend und interessiert mich enorm.

... und das betrifft ja nicht nur Profis, sondern auch Amateure ...

Ja, das stimmt absolut. Das habe ich gerade bei den Workshops im Rahmen des BR-Hoagaschts wieder einmal festgestellt. Wenn Amateurmusiker zu einem Workshop kommen, sind sie häufig sehr nervös. Wenn man dann aber die richtige Arbeitsatmosphäre geschaffen hat, kann man gut zusammenarbeiten. Das ist nicht schwierig und geht auch ganz schnell, aber es ist einfach sehr wichtig, Brücken zu bauen und die richtige Atmosphäre zu schaffen, damit alle entspannt arbeiten können.

Was sind heute Ihre hauptsächlichen Betätigungsfelder? Sie haben vorhin Ihre Unterrichtstätigkeit angesprochen ...

In allererster Linie bin ich natürlich Solotubist im Symphonieorchester des Bayerischen Rundfunks. Dazu kommt meine Unterrichtstätigkeit an der Musikhochschule in Nürnberg. Mit diesen beiden Stellen – und natürlich mit meiner Familie – bin ich bereits ganz gut ausgelastet. Darüber hinaus bin ich sehr gern in anderen Orchestern zu Gast und pflege meine Kontakte zu den Kolleginnen und Kollegen dort. Neulich war ich zum Beispiel in Zürich beim Tonhalle-Orchester und habe mich sehr gefreut, dort viele Bekannte und Freunde wiederzutreffen. Im Ensemble spiele ich eigentlich fast nur noch mit meinen Orchesterkollegen. Wir haben hier im BR-Symphonieorchester ein Blechbläserquintett und ein großes Blechbläserensemble. Ab und zu bin ich aber auch bei »Opern auf Bayrisch« dabei. Ich liebe das Ensemble, ich liebe die Atmosphäre dort und das ganze Projekt macht mir einfach riesigen Spaß.

Vor einiger Zeit haben wir in der »Blasmusik in Bayern« einen Workshop mit Neuer Musik angekündigt, bei dem Sie als Dozent genannt waren. Haben Sie eine besondere Affinität zu zeitgenössischer Literatur?

Die habe ich tatsächlich. Der Workshop, von dem Sie sprechen, ist dann leider ausgefallen, aber ich bin schon sehr daran interessiert, diese neue und zeitgenössische Musik zu fördern – und auch einzufordern. Die Tuba ist ja ein relativ junges Instrument und bietet neben ihrem großartigen Klang so unglaublich viele verschiedene Spieltechniken, dass sie ein ideales Betätigungsfeld für zeitgenössische Komposi-

ten ist. Die erste Sololiteratur für die Tuba ist ja eigentlich erst in den 1950er Jahren entstanden, also vor gerade einmal 75 Jahren. Deswegen muss man das Instrument immer wieder unterstützen und fördern, indem man Komponistinnen und Komponisten regelrecht auf die Nerven geht und sie beinahe anbettelt, dass sie neue Solokonzerte oder neue Musik für die Tuba schreiben. Das Lachenmann-Tubakonzert, das ich im März 2025 mit meinem Orchester spielen werde, ist auch ein zeitgenössisches Werk.

Sie sprechen es an: Die Tuba ist ein relativ junges Instrument. Und offenbar ist auch in der Tuba-Entwicklung noch einiges möglich. Wenn ich richtig informiert bin, haben Sie eine »eigene« Tuba entwickelt ...

Das stimmt nicht ganz. Ich durfte an der Entwicklung einer neuen Tuba mitwirken. Ich habe seit meiner Studienzeit sehr gute Verbindungen zu Melton Meinl Weston. Den Kontakt hat mein damaliger Lehrer hergestellt, Prof. Walter Hilgers. Die Firma hat mich von Anfang an sehr gefördert, hat mir beispielsweise ein Darlehen für den Kauf einer neuen Tuba gegeben. Diese Verbindung hält bis heute. Im Laufe der Jahre, auch als ich längst als Profi im Orchester spielte, habe ich immer wieder Wünsche geäußert, was meine Tuba besser können sollte oder habe die Leute bei der Firma auf die eine oder andere kleine Schwäche aufmerksam gemacht, die meine Tuba hatte. So sind wir irgendwann zu dem Punkt gekommen, wo wir gemeinsam zwei neue Instrumente entwickelt haben – erst eine F-Tuba und ein bisschen später auch noch eine B-Tuba. Beide Instrumente werden heute in Serie gebaut und verkaufen sich glaube ich ganz gut. Neulich war ich für einen Workshop in

Spezialaktion zum »Jahr der Tuba«: »Für Theresa« von Herbert Hornig spielen, filmen und einschicken!

Das »Jahr der Tuba« soll sich nicht nur in der »Blasmusik in Bayern« abspielen, sondern auch in den bayerischen Blasorchestern und Musikkapellen. Und natürlich soll dieses besondere Jahr auch über die sozialen Medien vielen Menschen näher gebracht werden. Der Bayerische Musikrat und der Bayerische Blasmusikverband haben sich deshalb eine tolle Aktion für die bayerischen Musikerinnen und Musiker ausgedacht: Wer ambitionierte Tuba-Spielerinnen oder -Spieler in seinen Reihen hat, könnte mit Herbert Hornigs Ballade »Für Theresa« erstens eine tolle Solo-Plattform für diese Spieler schaffen. Eingeladen sind alle Formationen von der 7er-Besetzung bis zum großen sinfonischen Blasorchester. Zweitens könnte der Auftritt dann gefilmt und an den Bayerischen Blasmusikverband geschickt werden, der die Aktion auf

den Social-Media-Kanälen verbreitet. Also: »Für Theresa« – für Tubisten – für Video – fürs Internet und Social Media. Und los! ho



Wien und von den 15 Tubisten dort haben 12 »meine« Tuba gespielt. Darüber habe ich mich natürlich sehr gefreut.

Welche Tuba ist das? Und was kann sie besonders gut?

Die F-Tuba ist die Melton Meinl Weston 4250 oder 4260, je nach Ausführung. Die 4250 hat inzwischen den Beinamen »Tradition« erhalten, weil sie viele Vorzüge bietet, die eine Tuba traditionell in einem Orchester benötigt. Die B-Tuba ist das Modell 97. Diese Tuba hat aber bislang keinen Beinamen. In erster Linie sind diese Instrumente leicht und kompakt gebaut, verfügen aber trotzdem über eine sehr gute Klangprojektion. Viele Tuben klingen in der tiefen Lage sehr voll, machen es dem Spieler aber schwer, in der mittleren und hohen Lage einen tragenden, singenden Klang zu erzeugen. Die Dunkelheit der tiefen Lage bleibt also auch in der mittleren und hohen Lage. Ich habe mir immer Instrumente gewünscht, die in den höheren Lagen singend spielen. Das ist mit »meinen« Instrumenten gelungen.

Das klingt nach einem spannenden Prozess ...

Das ist es auch. In der Firma gibt es eine hervorragende Forschungs- und Entwicklungsabteilung, mit der ich viel gesprochen und ebenso viel getestet habe. Dieser Prozess dauert einige Jahre, in denen durch Forschung, aber auch durch Versuch und Irrtum immer wieder Verbesserungen erreicht werden. Ich habe von der technischen Umsetzung keine Ahnung, ich habe »nur« immer wieder Wünsche geäußert und die Instrumentenentwickler in Geretsried haben dann – mit Erfolg – versucht, die Anregungen umzusetzen. Wie gesagt, es war sehr aufwendig, und ich glaube, es gab Zeiten, da haben die Instrumentenbauer die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen, als ich zur Tür hereinkam ... (lacht) Aber am Ende hat es sich absolut gelohnt. Das ist der Vorteil einer handwerklichen Instrumentenproduktion.

Würden Sie jungen Leuten empfehlen, Tuba zu lernen? Und wenn ja, warum?

Wenn jemand Tuba lernen möchte, freue ich mich total. Natürlich würde ich es empfehlen, Tuba zu lernen. Tuba ist ein »saucoules« Instrument, mit dem man wahnsinnig viele Möglichkeiten hat. Man kann viel ausrichten, man kann auch viel anrichten, und man hat eine wirklich wichtige Rolle in jedem Blasorchester, Orchester, in jeder Brass Band und in jedem Ensemble, in dem man mitspielt. Wenn man die Leidenschaft für die Tuba hat, kann man wirklich viel bewegen und viel erleben.



Welche Voraussetzungen sollte man Ihrer Meinung nach mitbringen, wenn man Tuba lernen will?

Zu den vielen Klischees rund um die Tuba gehört, dass man besonders groß und kräftig sein muss. Das stimmt aber nicht. Man muss nur Leidenschaft und Freude mitbringen. Man braucht keine anderen Voraussetzungen als beispielsweise für die Trompete. Die »Voraussetzungen«, die man früher immer anführte, kann ich nicht bestätigen: Ich kenne hervorragende Tubisten mit sehr dünnen Lippen und ich kenne fantastische Trompeter mit ziemlich dicken Lippen. Das Einzige, was man als »Voraussetzung« nennen kann, ist, dass man bereit sein muss, die Tuba zu schleppen. Das Instrument wiegt nun mal rund 9 Kilo. Das muss man in Kauf nehmen. Und die Eltern benötigen ein großes Auto oder ein passendes Lastenrad.

Sie haben gerade das Wort »Klischee« benutzt. Tubisten wird ja immer nachgesagt, sie wären besonders gemütlich und geerdet. Würden Sie dieses Klischee unterschreiben?

Ja, das würde ich. Ich kenne wahnsinnig viele Tubistinnen und Tubisten, die gemüt-

lich und geerdet sind. Wenn man Tuba oder Kontrabass oder E-Bass spielt, hat man in der Musik eine Funktion, für die man von Natur aus geerdet sein muss. Man muss mit beiden Beinen auf dem Boden stehen, um dieser Aufgabe gerecht zu werden. Das ist meine Erfahrung. Tubisten können sich selbst zurücknehmen, um anderen den Raum für deren Entfaltung zu geben. Das sind Fähigkeiten, die ich bei Tubisten beobachte und die mir auch sehr sympathisch sind. Das ist auch beim Tuba-Team Bayern so: Das sind lauter nette, geerdete Leute – oft auch ehrgeizige Menschen, aber die stehen mit beiden Beinen im Leben und auf dem Boden.

Apropos Tuba-Team: Haben Sie konkrete Pläne mit dem Tuba-Team?

Soweit ich weiß, gibt es dieses Jahr noch zwei Events: Eine Tubawanderung in Franken und ein Tubatreffen in München. Wenn ich es mir zeitlich einrichten kann, bin ich auf jeden Fall dabei!

Herr Tischler, haben Sie vielen Dank für dieses interessante Gespräch. Wir wünschen Ihnen viel Freude bei allen Projekten, die das »Jahr der Tuba« noch für Sie bereithält. *Interview: Martin Hommer*

Stefan Tischlers Tuba-Tipp

»Ich glaube nicht, dass ich einen Tipp geben kann, den nicht jeder Tubist schon einmal gehört hätte. Für mich ist am allerwichtigsten, dass das Spielen eines Blasinstruments ohne eine ruhige Atmung nicht möglich ist.

Darum, liebe Tubistinnen und Tubisten: Nehmt Euch Zeit, bewusst zu atmen, denn manchmal rutscht die Atmung ins Unterbewusstsein. Denkt über intensive Atmung nach, atmet bewusst. Obwohl wir alle ganz automatisch atmen, sobald wir den Mutterleib verlassen haben, müssen wir uns beim Spielen eines Blasinstruments immer wieder die richtige Atmung bewusst machen. Atmet bewusst und vor allem sehr natürlich!«